

Das Sonntagsblatt.

Nro. 114.

Sonntag den 5. März 1809.

Proben aus der
Beschreibung von Spanien

o n

Alexander de Laborde.

(Fortsetzung.)

Die Spanier, die leicht alles annahmen, was dem Edelmuth der Gesinnung angehört, übertrafen bald ihre Nebenbuhler an hochherzigen Tugenden, aber sie verachteten es, sie in den Künsten, Wissenschaften und nützlichen Kenntnissen nachzuahmen. Ein falscher Stolz, von den Zeiten der Lehnherrschaft übrig geblieben, und das barbarische Vorurtheil, welches den Stand des Kriegers für den einzig edlen hielt, beschränkten ihre glücklichen Anlagen; sie hielten es für schimpflich, den überwundenen Feinden in ihren friedlichen Beschäftigungen nachzufolgen. An Mäßigkeit gewöhnt und stolz auf ihre

Ⓒ

Unabhängigkeit und ihren kriegerischen Ruhm, konnten sie den Luxus nicht so sehr schätzen, um ihm den ruhigen Genuß des Lebens und die Vorurtheile der Eigenliebe aufzufern. Der Spanier hatte jederzeit den Muth zu entbehren, nicht zu arbeiten, und noch weniger besaß er die nöthige Kraft, um die Schande zu überwinden, welche er mit der Arbeit verbunden glaubte. Diese alte und unverfügbare Eigenheit war Schuld, daß die Vertreibung der fremden Völker dem Lande so nachtheilig wurde; denn sie machte es unmöglich ihren Verlust zu ersetzen. Und so ist das Land nie in Verfall gekommen, wie man oft behauptet hat, aber es hat auch nie einen hohen Grad von Wohlstand erreicht. Der träge Stolz verhinderte, daß irgend ein Zweig der Industrie vervollkommenet wurde. Noch bis auf den heutigen Tag, wo die Fortschritte der Civilisation, die patriotischen Gesellschaften, die Aufmunterung der Souveraine, und die Einsichten aufgeklärter Männer sich vereinigt haben, um die Industrie zu ehren, besteht dennoch das entgegengesetzte Vorurtheil noch immer unter der zahlreichsten Classe der Gesellschaft. Die Provinzen, die ehemals in dieser Hinsicht hinter den anderen zurück geblieben waren, sind es auch noch jetzt. Man müßte neue und kräftigere Mit-

tel anwenden, um dieses dem Wohlstande Spaniens so furchtbare Hinderniß zu überwinden. — Es ist eine ganz eigene Verkehrtheit, daß man in Spanien glaubt, es sey weniger entehrend den Bedienten zu machen, als ein Gewerbe zu treiben. — „Beym Dienen, sagt man, schläft der Adel, aber im Handel erlöschet er.“

Wir bedauern, daß der enge Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, die Ausführung der andern oben aufgestellten Behauptungen hier aufzunehmen. Vorzüglich hätten wir gewünscht, unsern Lesern mittheilen zu können, was Herr de Laborde von dem Nutzen sagt, den der Besitz von Amerika für Spanien gehabt hat, indem diese Stelle wichtige und größtentheils wenig bekannte statistische Nachrichten enthält. Wir können jedoch auf einen gedrängten, zweckmäßigen Auszug des ganzen merkwürdigen Werkes verweisen, welcher unverzüglich im Verlage der Camefina'schen Buchhandlung erscheinen, und wovon die Wienerzeitung nächstens eine Ankündigung enthalten wird.

Wir führen hier nur noch einige Sätze aus der Einleitung an.

„Der Spanische Adel lebt nicht auf seinen Gütern, sondern wohnt in den Städten, unbe-

kümmert um die Verbesserung seiner Länderen, und scheint von seinen Vorfältern nichts als ihren Muth und ihren Nahmen ererbt zu haben. Und doch hätte er in den Gliedern der hohen Geistlichkeit ein schönes Beyspiel finden können, dem er hätte folgen sollen; denn den letzteren verdankt man den größten Theil der Kirchen, die Hospitäler, Wege, Wasserleitungen, Brunnen und andere öffentliche Anstalten in ihren Kirchsprengeln. Es gereicht mir zum grossen Vergnügen, hier zu wiederhohlen, daß diese ehrwürdigen Männer zu jeder Zeit Muster der Philosophie und Wohlthätigkeit, so wie der christlichen Moral aufgestellt haben. — Die Güter der hohen Geistlichkeit sind auch besser, als alle andern in Spanien verwaltet. Dasselbe hätte im ganzen Umfange des Landes geschehen können, wenn die Edelleute, statt ihr Vermögen im Gefolge des Hofes zu verzehren, und in der Hauptstadt Schulden zu machen, auf ihren Domenen gewohnt, und sich, wie in England, in Provinzialgesellschaften vereinigt hätten, um Verbindungsstraßen zwischen ihren Schloßern zum bauen, Bewässerungscanäle anzulegen, zum Anbau künstlicher Wiesen, zu der Wechselwirthschaft, Veredlung der Viehracen und zu andern Dingen aufzumuntern, welche Capitals-

anlagen und eine persönliche Aufsicht über die Arbeiten erfordern. — Die Bevölkerung, welche in weniger als hundert Jahren sich verdoppelt hat, könnte, bey einer größern Thätigkeit, und bey belebter Industrie, in fünfzig Jahren 20 Millionen Menschen in Europa betragen, und 30 in den entfernten Besitzungen; die Einkünfte könnten in beyden Welten bis zu 500 Millionen gebracht werden. Spanien würde bald alle Vortheile genießen, welche einem gut regierten Volke die Schönheit des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, und eine von allen Seiten unangreifbare Lage gewähren können.

Unter dem Adel und der hohen Geistlichkeit habe ich Männer von ausgezeichnetem Verdienst angetroffen. Alle empfingen mich anfangs sehr kalt und mit einem rauhen Ton, indem sie sich nach dem Zweck meiner Reise, und nach meinem Stand und Nahmen erkundigten; doch schon nach einer Unterhaltung von einer halben Stunde, vertrauten sie mir alles, was ich zu wissen verlangte, und überhäuften mich mit Aufmerksamkeit. Meine Neugierde selbst vermehrte ihr Wohlwollen. Nirgends so oft als in Spanien habe ich die peinliche Empfindung gehabt, welche die Reisenden und oft auch diejenigen beynruhiget, welche sie aufnehmen, wenn

man zu sich selbst sagen muß: Es ist unnütz, daß ich Theil an einem Menschen nehme, den ich in meinen Leben nicht wiedersehen werde.

Edle Spanier, Ihr habt mich mit Güte überhäuft, und konntet auf keine Erkenntlichkeit rechnen. Ihr habt es mir leicht gemacht, unglückliche Zeiten zu ertragen. Möget Ihr auch einen schützenden Zufluchtsort mitten in den Unruhen finden, die Euer Vaterland verheeren. Ach, vielleicht verzehrt jetzt die Flamme das Dach, unter welchem Ihr mich bewirtheht habt, vielleicht zerstört das Geschütz die Denkmähler Eurer Religion und Eurer Geschichte, auf welche ihr so stolz waret. Möchtet Ihr selbst wenigstens dem zerstörenden Unglück entgehen, und bald ein ruhiges Daseyn wieder finden. Ihr werdet dann einsehen, daß auch nach grossen Unglücksfällen es noch Reize des Lebens gibt, wenn man sich ein redliches Herz, die Achtung der Seinen, und die Liebe des Vaterlandes erhalten hat.

Die schöne Brabanterinn.

Nach dem Alt-Französischen.

Zur Ritterzeit war einst ein schönes Fräulein in Brabant, weit im Burgunderlande bekannt, unter dem Nahmen: Isabelle, die Blonde. Mancher stattliche Ritter hatte eine Lanze für sie gebrochen, und die Edeln Brabants kamen von allen Seiten, und warben um sie, als die Perle der Jungfrauen. Doch die Stolzje wollte von keinem der vielen Freyer wissen, von so adelichem Ansehen und Wesen manche auch waren. Umsonst prangten sie vor ihr in goldenen Rüstungen, mit glänzendem Gefolge, und gaben ihrer Schönheit zu Ehren die herrlichsten Feste. Mit kaltem, herrischen Wesen schreckte sie die Edeln zurück, und der sonst strenge Vater, so unwillig er darüber war, vermogte dem Schmeicheln der um Aufschub bittenden Jungfrau nicht zu widerstehen.

„O Isabelle, die Blonde!“ seufzten in zärtlichen Weisen die Minnesänger, „wozu strahlet dein Auge? Für wen blühet all dieser Liebreiz? Wird dein Busen von Schnee nie von Liebe erwarmen?“ —

Doch ungerecht waren diese Klagen. Isabelle, die Blonde, glühete in Geheim für Girard, den Schlanke, den schönsten der jungen, edeln Knappen. Ohne Gut und Geld, diente er einem mächtigen Baron, den Isabellens Ruf herbey gezogen hatte. Als sie ihn sah, schlug ihr zum erstenmal das Herz, er blickte sie an, und sie erröthete. Von Stund an war es um ihre Ruhe geschehen.

Girard, der arme Girard, konnte sein Auge nicht zu dem reichen Fräulein erheben, das die Ersten des Landes verschmähetete, und die Liebe rächte sich nun an der stolzen Isabelle. Ihr ganzes Wesen wandelte sich um, nur für ihn war sie Auge und Ohr, Tagelang konnte sie nach einem Blick, von ihm geizen, und er, der Kalte, bemerkte es nur nicht. Ein heißes Fieber verzehrte ihr schönes Leben. Soll sie ihm bekennen, und antragen, was die Besten vergeben ersuchen? — Oder soll sie dahin wellen, und sterben, ohne gelebt zu haben?

Eine mitleidige Alte, ihre Amme, schlug sich dienstfertig ins Mittel, sie schlich eines Abends zu dem schönen Girard, und eröffnete ihm sein Glück. Dankbar und entzückt umarmte er das alte Mütterchen. Bey dem ersten Wiedersehen, überwältigte beyde die Wonne der

Liebe. Sie konnten ihre trunkenen Blicke nicht von einander abziehen, ihre Arme breiteten sich unwillkürlich aus, sie bebten und glüheten, die Alte zog ihr geliebtes Kind fort, damit sie nicht vor den Augen aller, ihr Geheimniß verriethe.

Die Liebenden verlangten ungestümm nach einer traulichen Stunde, wo sie ihre Augen an einander weiden, und das schwer beklommene Herz in Worte, Seufzer, und Betheuerungen ergießen könnten. Das Mütterchen mußte Rath schaffen. Isabellens Zimmer stießen auf den Garten. In finstern Nächten erstieg der muthige Girard, mit Hülfe einer Strickleiter, die Mauer, und flog in die Arme der Geliebten. Ganze Stunden verbrachten sie unter traulichem Geschwätz, und beredten Schwüren, bis die Alte ängstlich die Morgenröthe verkündete, die sie aus einander scheuchte. Die Liebe ist so unerschöpflich reich an kleinen Gaben, und süßen unschuldigen Freuden, daß jeder Tag neue Genüsse mit bringt, und den trunkenen Augen der Liebenden ein weites Gefilde der heitersten Zukunft eröffnet. Zum Glück verhielt die getreue Alte, die nie von ihnen wich, daß dieser selbige Zustand hoffender Sehnsucht sich nicht bald in Verriedigung verlor.

Nichts ist schwerer zu verbergen, als die Liebe, auch unbelauscht von andern, hat sie an sich selbst ihren Verräther. Immer lauter flüsterete man sich zu, die schöne Isabelle liebe den schlanken Girard. Alles war verlohren, wenn diese Nachricht bis zu den Ohren des Vaters drang.

Die Alte hinterbrachte bald diese schlimme Botschaft ihrer zu zärtlichen Gebieterinn. Isabelle entschloß sich endlich nach langem Rathschlagen zu dem harten, aber einzigen Mittel, — den Geliebten auf einige Zeit zu entfernen. Es kostete viel Mühe, den ungeduldig liebenden Girard dazu zu bewegen.

Ihre letzte Zusammenkunft war voll süßen Leides und schmerzlicher Freuden. Ehe sie schieden, steckte ihm Isabelle einen Ring an den Finger. „So lange Du diesen trägst,“ sagte sie unter Seufzern und Thränen, „wird Isabelle nie einen andern bräutlich umfassen.“

Es war verabredet, er solle sich in eine angrenzende Provinz auf ein Schloß begeben, mit dessen Eigenthümer er weitläufig verwandt war.

Isabellens Vater beobachtete sie einige Zeit mit strenger Aufmerksamkeit, und ernster Miene. Nach Girards Abwesenheit blickten alle, die auf des Fräuleins Hand Ansprüche machen konn-

zen, stolzer um sich, und bestürmten den alten Baron, sich aus ihrer Mitte einen Schwieger-
sohn zu wählen.

Isabelle versuchte durch kaltsinnige Behandlung ihre Freyer zu ermüden, und den mißvergnügten Vater durch scheinbare Ergebung einzuschläfern. Sie wollte nichts, als nur Zeit gewinnen.

Von den versammelten Baronen war Lionel, Herr von Chateluz, durch Geburt, Jugend, Annehmlichkeit der Gestalt, und Reichthum, am meisten zu Isabellens Hand berechtigt. Der Vater entschied sich endlich für ihn, erklärte der Tochter seine Wahl, und setzte den Tag der Vermählung fest.

Isabelle hörte zitternd, aber ohne Widerrede, die Väterliche Entscheidung, wie ihr Todesurtheil, an. Sie veränderte die Farbe, und vermogte kein Wort hervor zu bringen. Drey Tage schloß sie sich mit ihrer getreuen Amme ein, und sann, wie sie diesem bösen Geschick entgehen solle. Am vierten Tage ging sie zu ihrem Vater, und bat ihn, vor ihrer Vermählung, nach St. Eustach, zum wunderthätigen Gnadenbilde wallfahrten zu dürfen, wie sie es heilig gelobt habe. Dieser Andachtsort lag nicht weit von dem Schloß, wo ihr Geliebter sich auf-

hielt. Der Vater konnte einem so frommen Werke nicht entgegen seyn, und schickte sich an, Isabellen mit standesmäßigem Gefolge dahin zu senden. Allein sie verbat sich jede andere Begleitung, als die des alten Robert, ihres Leibknappen, der ihr ganz ergeben war.

Mit banger Erwartung trat Isabelle ihre Pilgerreise an. Je weiter sie kam, desto stärker schlug ihr das Herz vor Freude des Wiedersehens, und Furcht vor dem ungewissen Ausgang. Ihren Geliebten wollte sie unerkannt auf die Probe stellen, und wenn er sie bestanden, ihr Loos in seine Hand geben. Um den Himmel, den sie zum Deckmantel irdischen Verlangens mißbraucht hatte, wieder zu versöhnen, verrietete sie, ehe sie weltlichen Gedanken Raum gab, vor dem Gnadenbilde ihre fromme Andacht.

Das Fräulein bereitete sich jezt zur Ausführung ihres Plans. Die blendende Haut wurde mit einem künstlichen Braun überzogen, die blonden Augenbrauen gefärbt, und der volle Busen unter einem Wams versteckt. So stand endlich, mit Hülfe des guten Roberts, ein reizender Edelknabe da.

In dieser Verkleidung langte sie am Abend mit ihrem Gefährten in dem Schlosse, wo Si-

rard wohnte, an. Robert führte das Wort, und fragte, ob der Herr des Schlosses nicht einen jungen Edelmann, der seine Heimath verlassen, in Dienste nehmen wolle. Der Schloßvoigt erkundigte sich nach dem Vaterlande des jungen Conradin, so nannte sich Isabelle. Brabant, war die Antwort. Beyde wurden eingeladen im Schloße zu übernachten, und dann weitem Bescheid zu erwarten. Curt, der geschwäzige Schloßvoigt, führte sie in ein Gastzimmer, ließ einen Imbiß bringen, und erzählte beyläufig, es sey noch ein Edelmann aus Brabant im Schloße, den er zum Abendessen zu ihnen bringen werde.

Der Edelmann kam, und war kein Anderer, als Girard. Die beyden Brabanter grüßten sich gegenseitig höflich, allein Girard erkannte seine Dame nicht. Das Mahl wurde nun aufgetragen, und Girard ließ sich's trefflich schmecken. Isabelle aß wenig, und wünschte ungedultig mit dem Freund allein zu seyn. Curt schlug dem fälschlichen Conradin vor, mit seinem Landsmann in einer Kammer zu übernachten, wo sie sich ungestört besprechen könnten. Isabelle konnte dieß nicht ausschlagen, auch paßte es trefflich zu ihrer Absicht.

Dem Fräulein kam es bedenklich vor, daß ihr Freund sich weder nach Mann noch Weib in Brabant erkundigt hatte. Girard führte sie jetzt in sein Gemach. Isabelle fragte, „ob er diesen oder jenen Baron in Brabant kenne, und besonders den, in dessen Gefolge er gewesen.“ Er antwortete, „ja,“ und sonst Nichts. — „Es soll in diesem Lande schöne Mädchen geben, fuhr sie fort, kennt Ihr etwa eire? — „Sehr wenige, sagte er gähmend, und ich frage nicht viel darnach, aber, ich bitte Euch, laßt mich schlafen, mir fallen die Augen zu. — „Wie mögt Ihr doch schlafen, versetzte sie, wenn von schönen Mädchen die Rede ist? Das ist ein Zeichen, daß Ihr nicht verliebt seyd.“ — Er gab hierauf keine Antwort, sondern drehte sich um, und schlief gleich ein.

Der armen Isabella ahndete nichts Gutes, und sie brachte die Nacht nicht so ruhig zu, wie ihr argloser Freund. Am andern Tag wurde sie dem Schlossherrn vorgestellt, und auch gleich in seine Dienste aufgenommen.

Sie setzte Girard jetzt aufs Neue durch Fragen zu, die dieser mit derselben Kürze beantwortete. Um sein Vertrauen zu gewinnen, entdeckte ihm am dritten Tage der angebliche Conradin, seines Bleibens werde hier

nicht lange seyn, denn die Liebe zu einer Brabantierinn lasse ihm hier keine Ruhe. Girard lachte darüber, und spottete einer solchen Treue. — „Ich habe geliebt so gut wie Ihr,“ sagte er zu Conradin, v, und so was macht sich leicht, denn wißt, die Liebe ist es, die mich aus Brabant vertrieben hat. Zur Stunde, da ich abreiße, war ich noch in besonderer Gunst bey einem fürnehmen und gar schönen Fräulein, und manchen Tag hat sie mir im Sinn gelegen, doch ohne, daß ich deshalb den Schlaf noch Appetit verloren hätte, wie Ihr. Wie ich nun mich vergeblich nach ihr sehnte, fiel mir der Spruch ein: ander Land macht frey die Hand. Da sah ich mich nach einem andern Liebchen um; ich fand bald eine, die mich gut aufnahm, und bey der ich so viele Schönheit fand und Freuden genoß, daß ich bald die Vorige vergaß, und jetzt eben so wenig mehr an sie denke, als an eine, die ich nie gesehen.“

Das stolze Fräulein glühete vor Schaam, nach so vielen Aufopferungen einen so schuldigen Undank zu erfahren. Von Stund an fühlte sie für den Ungetreuen Nichts als Verachtung. Der leichtsinnige Girard bemerkte nicht, was in seinem Kameraden vorging, und

rieth ihm, seinem Beyspiel zu folgen, er wolte ihn zu seiner Geliebten führen, die bey einer Freundin ihm das Wort reden würde.

Isabella war neugierig genug, ihre Nebenbuhlerin sehen zu wollen, und nahm den Vorschlag an.

Girard führte Conradin zu der Dame, die darauf schon vorbereitet war, und ließ beyde allein. Isabelle erblickte an dem Finger ihrer Feindinn das Pfand voriger Liebe: den Ring, den sie Girard bey dem Abschied gab. Im Scherz zog sie ihn der Dame ab, und eilte, ohne sich viel zu entschuldigen, davon.

Während Girard zu Nacht speißte, schlich Isabelle in sein einsames Gemach, und schrieb wenige Zeilen, worin sie ihm entdeckte, wer sein Kamerad Conradin sey, und was sie für ihn habe thun wollen. Sie suchte dann den treuen Robert auf, und gab ihm Befehl mit Tages Anbruch die Pferde bereit zu halten.

Als sie sich zur Ruhe begab, lag der Ungetreue schon im tiefen Schlummer. Mit dem Morgenroth erhob sie sich leise von ihrem Lager, steckte den Brief in den Ermel seines Wamses, und sprengte fort, ohne von jemand Abschied zu nehmen.

Girard wachte spät auf, vermifste seinen Schlafgenossen, und wie staunte er, da er den Brief fand, und als er ihn las.

Der Gedanke war ihm unerträglich, drey Nächte hindurch neben dem schönsten Weibe nur geschlafen zu haben. Die alte Liebe zu Isabellen wachte wieder in ihm auf. Er beurlaubte sich von dem Baron, und zog nach Brabant zurück. Als er ankam, sah er glänzende Anstalten zu einem großen Feste, und vernahm, man feyere heute die Vermählung der schönen Isabella mit dem mächtigen Herrn von Chatellür. Ohne die Braut gesehen zu haben, trat er eben so eilig, als er gekommen war, seine Rückreise an.

Erklärung.

Man versichert mir, daß ich für den Verfasser eines Aufsatzes in der allgemeinen Zeitung gehalten werde, der eine Uebersicht der Oesterreichischen Literatur zu Anfange des J. 1809 enthalten soll. Ich habe diesen Aufsatz weder gelesen, noch viel weniger geschrieben, so wie ich die Redaction der allgemeinen Zeitung weder kenne, noch mit ihr in irgend

einer Verbindung stehe. Wer da glaubt, gedachte Zeitung (deren Werth ich übrigens durch aus nicht verkenne) habe von mir je auch nur eine Sylbe als Beytrag erhalten, irrt sich sehr. Der, dem es einfallen sollte, oder schon eingefallen ist, mich für einen Mitarbeiter an gedachtem Blatte zu erklären, muß es sich auch gefallen lassen, wenn er vor mir öffentlich das Prädicat eines unbesonnenen Schwäzers oder eines verächtlichen Lügners erhält.

Wien, am 22ten Febr. 1809.

Jakob Glas.

Zusatz der Herausgeber:

Wir machen diese Erklärung des Herrn Glas mit Vergnügen bekannt, um so mehr, da alle Literaten und Schriftsteller gemeinsame Sache machen sollten, gegen diese nichtswürdige Art Unwahrheiten und Lasterungen durch fremde hier gelesene Blätter an dem zu verbreiten.